Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

129 (4.6.1930) Die Welt der Frau

Visual Library

Die Welt der Frau

Ziegfeld-Girls

Das Mädel, das nur zum Ansehen da ist. — Minimum von Bekleidung. — Keuschheit auf Spekulation

Es ist ganz natürlich, daß man Dr. Eckener in Neuyork, um ihm eine besondere Ehre zu erweisen, auch in die „Ziegfeld-Folies" geführt hat, in die Geburts- und Produktionsstätte der Ziegfeld-Girls. Denn das Ziegfeld-Girl ist heute neben der Freiheitsstatue, dem Wollworth-Building und vielleicht noch der Brooklyn-Bridge ein Wahrzeichen Neuyorks.

Vielleicht wird mancher einen anderen Namen nennen, aber es kann kaum ernstlich bestritten werden, daß Florence Ziegfeld der Schöpfer der modernen Revue ist: er erfand vor allem das Girl, das seinen Namen trägt. Er zeigte als Erster in einem Dutzend auserwählter Exemplare den Typus des amerikanischen Mädchens, wie es sich aus mannigfacher Rassenmischung ergeben hat: hochbeinig, schlank, ebenmäßig, durch den Mangel von Sondermerkmalen, immer lächelnd, zwischen leichtgeschwungenen Lippen zwei Reihen ganz gleichmäßiger weißer Zähne zeigend, lockend und viel versprechend, aber — wie berichtet wird — nur selten so viel haltend, wie der Anblick verspricht. — Das Revue-Girl heißt in Amerika Showgirl, was zunächst so viel bedeutet wie ein Mädel, das in einer Schau auftritt, was aber auch zu übersetzen wäre mit „Mädel, das nur zum Ansehen da ist". Und als Florenze Ziegfeld auf den Gedanken kam, Musterexemplare der amerikanischen Mädels öffentlich zu zeigen, besorgte er es gleich gründlich: er zeigte sie mit einem Minimum von Bekleidung. Das amerikanische Mädchen ging schon damals — die Sache liegt ja erst wenige Jahre zurück — sehr leicht bekleidet. Sie verbarg, namentlich im Sommer, ganz wenig von den Linien ihres Körpers. Florenze Ziegfeld nahm das wenige einfach weg. Das war in Amerika sehr kühn, aber es war zugleich eigentlich nur ein kleiner Schritt vorwärts in der Entwicklung der Dinge, ein Schritt, der unbedingt kommen mußte.

Ziegfeld-Girl zu sein ist in Amerika natürlich Ausweis für eine besondere Qualität, ein viel wertvollerer, als das Diplom irgendeiner Fertigkeit zu besitzen. Ziegfeld-Girl sein, heißt am Beginn einer Karriere stehen, eines Weges, der immer aufsteigt, aber doch zu sehr verschiedenen Zielen führt. Wenns hierin eine Gesetzmäßigkeit gibt, kann gesagt werden, daß ruhiges Abwarten der sicherste Weg ist, fürs Eintreffen der großen, der ganz großen Chance.

Das Ziegfeld-Girl bekommt leicht eine kleine behagliche Wohnung eingerichtet mit dicken Teppichen, Radio, Grammophon und einem Vorrat von vielen Whisky-Flaschen für nächtliche kleine Feste desjenigen, der das Appartement installiert hat. Oder es kann auch nach der Vorstellung im benachbarten Night-Club tanzen und — da sein. Manchmal bewacht auch die Mama die Tugend.

Das klingt wie ein Märchen. Aber das gibts, und in gar nicht so seltenen Fällen: daß so ein Mädel mit dreißig oder vierzig Dollar Wochenlohn im Hause der Eltern bleibt, täglich ins Theater begleitet und abgeholt wird und — wartet. Daß es an der Schwelle des großen Glücks Abend für Abend die wohlgeformten und immer wohlgepflegten Glieder von oben bis unten mit flüssiger Schminke anstreicht und fünf- oder zehnmal während jeder Vorstellung ins Licht hinaustritt und lächelt, als Henkel einer Riesenvase oder als Zierstück an einem Kronleuchter oder in leisen feinen Tanzschritten. Bis eines Tages der kleine Brief kommt, den Mama für den richtigen erklärt, nachdem sie sorgfältige Erkundigungen eingezogen hat. Das ist der reinste Typ des Ziegfeld-Girls: das lächelnde Mädchen mit der Keuschheit auf Spekulation.

Vom Parkett aus sind die Differenzierungen nicht gut zu unterscheiden. Sicher hat Dr. Eckener bei seinem Besuch der „Folies" von den Unterschieden wenig geahnt. Aber sehen mußte er die Ziegfeld-Girls doch. Denn sie sind ja neben der Freiheitsstatue, dem Wollworth-Building und der Brooklyn-Bridge, ein Wahrzeichen Neuyorks.

Frauen als Scharfrichter

Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist leider unumstößliche Tatsache, daß neuerdings in Amerika auch das Scharfrichteramt von Frauen ausgeübt wird. Die wahren Freunde der Menschlichkeit schaudern und wenden sich entsetzt ab von Frauen, die soviel Roheit, Kraft und Zynismus besitzen, Menschen, die ihnen persönlich nichts getan haben, auf Befehl zu morden. Man hört die Kunde mit Unwillen und Abscheu; denn es gibt schon für den Mann kaum etwas Schrecklicheres als den Henkerberuf. Wenn nun gar Frauen — von denen die amerikanischen Zeitungen sogar schreiben, daß sie „weder alt noch häßlich seien" — diesen Beruf erwählen, so ist man beinahe versucht, von Entartung der modernen Frau zu sprechen.

Aber das wäre grundfalsch und zeugte außerdem von einer sehr mangelhaften Kenntnis der Geschichte und weiblichen Psyche; denn nicht die moderne Einstellung der modernen Frau, die sich dem Manne gleichwertig fühlt, ist schuld an den bedauerlichen Entgleisungen mancher Frauen, sondern wiederum das Triebhafte, das seit Urzeiten in jedem Weibe schlummert. Oft bedarf es nur eines geringen Anstoßes, um es zu wecken. Und dann . . .

Denken wir an Messalina, Lucretia Borgia und die schauerlichen Tage des untergehenden römischen Reiches, in denen Höhepunkte sittlicher Verkommenheit erreicht wurden; denken wir an die Laster dieser und unserer Zeit und vergessen wir nicht, daß eine große Zahl von Männern stets in den Banden eines geschlechtshungrigen Weibes schmachtete. Selbst die furchtbarsten Männer der Weltgeschichte waren sehr oft nur deshalb so schrecklich und grausam, weil sie glaubten, irgend einer Frau damit zu imponieren. Sie wollten ihre Männlichkeit damit „beweisen".

Heute sind die Fälle allerdings seltener geworden, wo hysterische, degenerierte Weiber Männer zur Befriedigung ihrer krankhaften Eitelkeit ins Verderben jagen; aber dafür wenden sich manche von ihnen in sadistischer Wollust Berufen zu, die jedem echten weiblichen Gefühl Hohn sprechen.

Damit es aber nun nicht heißt, die modernen Ideen unserer Zeit waren schuld, daß es jetzt auch weibliche Henker gibt, sei ein Fall aus der Zeit Ludwigs XIII. von Frankreich berichtet, der zeigt, daß bereits damals eine Frau als Henker fungierte.

Zur Zeit Ludwigs XIII. lebte in Dijon Helene Gillet, die 20jährige, durch außergewöhnliche Schönheit und Reinheit der Sitten ausgezeichnete Tochter eines königlichen Richters in Bourg. Dieses Mädchen wurde eines Tages in das Haus einer Freundin gelockt, wo sie das Opfer eines schändlichen Anschlages werden sollte. Man verabreichte ihr einen Schlaftrunk, und als sie in einen tiefen Schlummer gesunken war, wurde sie von zwei unbekannten Männern vergewaltigt. Als das unglückliche Mädchen dann nach neun Monaten ein Kind zur Welt brachte, wurde dieses unter merkwürdigen und rätselhaften Umständen eines Nachts aus ihrem Schlafzimmer gestohlen.

Da nun aber die Schwangerschaft Helenes nicht verborgen geblieben war, man aber von dem Kind weder etwas sah noch hörte, bemächtigte sich der Klatsch dieses traurigen Falles. Dadurch kam er zu Ohren eines öffentlichen Anklägers, der das junge Mädchen wegen Kindesmordes anklagte. Seinem Antrag gemäß verurteilte das Gericht Helene Gillet zum Tode durch das Schwert.

Als aber der Tag der Hinrichtung gekommen war, hatte sich eine unabsehbare Menschenmenge auf dem Richtplatz eingefunden. Die Zuschauer weinten laut beim Anblick der Verurteilten, und selbst der Henker Simon Grandjeau fiel Helene zu Füßen und bat sie weinend um Verzeihung. Seine Frau aber, die ihm bei seinem traurigen Amt behilflich war, schien weniger von Bedenken geplagt zu sein. Sie schwang unter rohem Lachen die Schere, um der Verurteilten das Haar abzuschneiden. Dann kniete Helene nieder, und der Henker holte zum Schlag aus. Er hatte aber eine unglückliche Hand, und so entglitt ihm das Schwert zweimal und traf das junge Mädchen, ähnlich wie bei Maria Stuart, in die Schulter. Um zum dritten Male auszuholen fehlte es ihm an Kraft; da aber ergriff sein entmenschtes Weib den Stahl, um selbst die Verurteilte vom Leben zum Tode zu bringen.

Das war der gerecht denkenden, sowieso aufgebrachten Volksmenge zu viel, Steine wurden nach dem Henkerspaar geschleudert, und Flüche und Verwünschungen wurden laut.

Nur mit Mühe gelang es dem Henker, zu entfliehen, während sein Weib versuchte, Helene Gillet mit Scherenstichen zu töten. Als ihr dies nicht gelang, schleppte sie die unglückliche Dulderin zu den Stufen des Schaffotts und traf dort Anstalten, ihr den Kopf zu zerschmettern.

Als die Menge dies sah und die Absicht der Henkersfrau erriet, stürmte sie das Blutgerüst, befreite Helene und bemächtigte sich des Weibes, das unter Stockhieben und Steinwürfen der zum Aeußersten gereizten Menschen binnen kurzem seinen Geist aufgab.

So endete Madame Grandjeau, die erste Henkerin Frankreichs.

Gotthard Brodt.

Die Carmen von heute

Eine große Zigarettenfabrik läßt in den illustrierten Zeitschriften ganzseitige Inserate erscheinen, die das Photo eines jungen, hübschen, in einen weißen Kittel gesteckten und mit einem weißen Mützchen gezierten Mädchen zeigen, das an einer Maschine steht und ihr Tabakblätter zuführt. Dieses junge, hübsche Mädchen ist, genau genommen, eine Fabrikarbeiterin, die sich mühselig ein geringes Geld verdient: nichts Schlechtes und nichts Geringes also, aber eben eine schlichte Proletarierin.

Die Fabrik beläßt es jedoch nicht bei dem alltäglichen, einen modernen Arbeitsvorgang illustrierenden Bild. Sie zieht eine historische Parallele. Sie ergänzt die Photographie durch die Vision eines an den Rand gestrichelten Vamps, eines wilden, mit furchtbar viel „sex appeal" begabten, verführerisch blickenden Weibsbildes, durch die Vision der „Carmen". Ach ja, Carmen: die war ja nicht nur Ziegeunerschönheit, Männerverbraucherin, Behälter eines aufgewühlten Blutes, Schmugglerin, Tanzgenie, Singphänomen — — sie war außerdem ebenfalls Zigarettenarbeiterin. In der Oper von Bizet ist die Rede davon; wir erinnern uns dunkel. Irgendeinen Beruf muß der Mensch doch haben, sogar der Mensch der Oper: nur daß in der Oper der Beruf den Menschen nicht gerade stark in Anspruch nimmt. Er ist eine lächerliche Lappalie, wird völlig nebenher erledigt, ist nicht der Rede wert. Beruf ist ein Quark, und das Menschenleben besteht aus Tanz, Spiel, Liebeslust und -leid und einem Wäschekorb voll Verwickelungen . . .

Es ist eine eintönige Arbeit, die die Zigarettenarbeiterin zu bewältigen hat. Das Photo läßt keinen Zweifel daran. Die Maschine surrt. Das laufende Band führt die Tabakblätter heran. Zwischen Maschine und Tabakblättern vermitteln ihre Hände: täglich mindestens acht Stunden lang. Daneben gibt es ein Privatleben. Aber es wird wohl ohne Sensationen sein. Das übliche Privatleben des jungen Arbeitsmädchens von heute. „Moderne Carmen", sagt die Zigarettenfabrik. Aber der Nachdruck liegt auf modern, und was die Lebensführung des jungen Mädchens anbelangt, so gäbe sie im außergewöhnlichen Fall nur das Motiv für ein soziales Schauspiel und nicht für eine Oper ab, es sei denn eine von Brecht und Weill. Die Romantik ist tot, und das Einzige mit romantischem Einschlag, das einem jungen Arbeitsmädchen heute noch passieren kann, ist, daß eine Photographie von ihm im Rahmen eines ganzseitigen Inserates in der Berliner Illustrierten erscheint, und daß es im Text mit der Carmen verglichen wird. Drago.

Verschiedenes

Mädchenhandel in Paris. In Paris wurde eine weitverzweigte Mädchenhandelorganisation aufgedeckt. In einer Nebenstraße der großen Boulevards unterhielten eine Frau Celine Dick und ihr Freund Lucien Parchantour ein Vermittlungsbüro für weibliche Stellensuchende, das sich in den Kreisen der Pariser Prostituierten eines regen Zuspruchs erfreute. In etwa zehn Fällen konnte nachgewiesen werden, daß die beiden Mädchenhändlerinnen „Angestellte" an Teehäuser, Animierlokale in Südamerika vermittelt hatten. Eine mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestattete Paßfälschungswerkstatt ermöglichte es mehrere Jahre hindurch, die Hafenbehörden über den wahren Reisezweck der verkauften Mädchen hinwegzutäuschen. Im Augenblick ihrer Verhaftung besaß die Hauptschuldige Celine Dick in einem Pariser Vorort eine komfortable Villa, die sie zusammen mit ihrem gleichfalls festgenommenen Liebhaber bewohnte. Aus der beschlagnahmten Korrespondenz geht hervor, daß jede „Vermittlung" den Mädchenhändlerinnen mindestens 15 000 Franken (2500 ℳ) einbrachte. Die Pariser Polizei fahndet augenblicklich noch nach mehreren Komplizen der Verhafteten. Die Aufdeckung einer über die ganze Welt verbreiteten Mädchenhandel-Organisation soll bevorstehen.

Die erschossene Heldin der Liebe

Die falsche und die wahre Mata Hari

Mata Hari, Nacktänzerin, Kurtisane, während des Weltkrieges als deutsche Spionin von den Franzosen hingerichtet — ein üppiger Kranz von Legenden rankt sich um diese Frau, deren Leben und Tod so recht geeignet war, die Phantasie zu erhitzen. Von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften ganz zu schweigen, steht sie darum im Mittelpunkt von Filmen, von Bühnenstücken, von Romanen französischen, englischen, spanischen; sogar der berühmte Blasco Ibanez nahm ganz offensichtlich sie zum Vorbild einer weiblichen Gestalt in seinem „Mare nostrum". Jetzt aber hat sich ein nüchterner Holländer, Charles S. Heymans, daran gemacht, die Farben falscher Romantik vom Porträt der Mata Hari abzuwaschen, damit sich die ursprünglichen Umrisse wieder zeigen. Mit Eifer, Spürsinn und Methode zu Werk gehend, unterzieht er an Hand der von ihm gesammelten Urkunden und Tatsachen, Ueberlieferung und Legende kritischer Untersuchung. Nur unparteiisch ist auch sein französisch geschriebenes und in Paris erschienenes Buch nicht, denn da dieser Holländer wohl die meisten Franzosen an blau-weiß-rotem Chauvinismus überflügelt, dient ihm schon die Verurteilung der Mata Hari durch ein französisches Kriegsgericht als überzeugender Beweis für ihre Schuld, französische Kriegsgerichte sind — siehe den Fall Dreyfus! — gegen die Verurteilung Unschuldiger gefeit. Immerhin weiß, trotz seines chauvinistischen Augenrollens und Zähnefletschens, Heymans genug des Neuen und Interessanten zu berichten.

Nicht unter Palmen und in der Nähe von Dschungeln kam Mata Hari zur Welt, sondern, am 7. August 1876, in dem holländischen Provinzstädtchen Leeuwarden; auch war ihr Vater kein indischer Raja, sondern ein simpler kleinbürgerlicher Mützenhändler, und sie selber hieß ganz unerotisch Margaretha Gertruida Zelle. Nach dem Bankrott ihres Vaters, der ihr nicht gerade „des Lebens ernstes Führen", sondern etwa das Gegenteil davon vererbt zu haben scheint, besuchte sie das Lehrerinnenseminar in Leyden. Aber da sich der Direktor in das hübsche, gutentwickelte Mädchen sterblich verliebte, mußte sie die Anstalt verlassen und lebte bei einem Onkel im Haag. Ein Heiratsgesuch, das sie in einer Zeitung las, brachte sie mit Rudolf Max Leod, einem auf Urlaub in der Heimat weilenden Hauptmann der holländischen Kolonialinfanterie, zusammen. Es gab das, was man Liebe auf den ersten Blick nennt; am 11. Juli 1895 ging sie mit dem um zwanzig Jahre älteren die Ehe ein und folgte ihm rund zwei Jahre später in seine Garnison nach Niederländisch-Indien. Ihr Zusammenleben, dem ein Knabe und ein Mädchen entsprossen, wurde das Musterbeispiel einer unglücklichen Ehe. Der Gatte, zum Major befördert, aber 1900 verabschiedet, verwünschte das „Aas", weil sie interesselos, selbstsüchtig, verschwenderisch, leichtfertig und nachlässige Mutter sei. Die Rückkehr nach Europa 1902 war der Auftakt zur Trennung, die im April 1906 durch gerichtliches Scheidungsurteil bestätigt wurde.

Frei, sogar vogelfrei, trat die geborene Zelle bald in Paris als Tänzerin eigener Art auf. Sie tanzte, hieß es, kultische Tänze der Bajaderen vor den indischen Göttern. Die Zuschauer waren hingerissen, die Presse begeistert, Paris im Nu erobert, und nirgends erhob sich eine Stimme, darzutun, daß diese rhythmischen Bewegungen mit Indien, Brahmanen und Göttern nicht das Geringste zu tun hatten; Hauptsache war, daß in der Schlußszene vor dem Gott Siwa alle Schleier fielen und ein herrlich gebildetes, junges Weib ihre strahlende Nacktheit allen Blicken darbot. So feierte die Mata Hari, wie ihr Kriegsname lautete, ihre Triumphe erst in Privatsalons, wo es große Mode war, sie bei Abendunterhaltungen auftreten zu lassen, dann an öffentlichen Vergnügungsstätten, wie den Folies-Bergere und im Trocadero. Aber sie hatte nicht nur Liebhaber ihrer Kunst. Mit ebenmäßig schlankem, geschmeidigem Körper, üppigem Schwarzhaar, olivenfarbener Haut und flammend dunklen Samtaugen war sie so recht eine Schönheit, der man das orientalische Halbblut glaubte, und die die Männer mühelos bestrickte. Prinzen, Großfürsten, Generale, Staatswürdenträger, Finanziers, alle drängten sich — und so sie Geld und Einfluß hatten, nicht vergebens! — um von ihr das Eine zu erbetteln, mit dem sie wahrhaftig nicht kargte. Sogar zu Absteigequartieren ließ sie sich herab, wo sie ihre Gunst für 1000 Franken verkaufte.

Mata Hari, die mehrmals im Berliner „Wintergarten" getanzt hatte, weilte auch bei Kriegsausbruch in Berlin. An diesem Tag frühstückte sie mit dem Polizeipräsidenten v. Jagow in einem feudalen Restaurant und fuhr nachher mit ihm in seinem Wagen durch die belebten Straßen. Ob sie dem deutschen Nachrichtendienst schon damals diente oder jetzt erst geworben wurde, auf jeden Fall blieb sie bis Ende 1914 in Amsterdam, um dann in Frankreich aufzutauchen. Von diesem Augenblick an war sie verdächtig und unter ständiger Ueberwachung der französischen Gegenspionage. Aber alle Bemühungen, sie zu überführen, versagten. Bei einer Vorladung bot sie sich sogar dem Chef des französischen Nachrichtendienstes als Agentin an und wurde, um auf die Probe gestellt zu werden, angenommen, aber da sie 1916 nach Madrid kam, wurde sie sehr bald die Maitresse des Militärattaches der deutschen Botschaft, des Generalstabsmajors Kalle. Als sie Anfang Januar 1917 nach Paris abreiste, fing der Eiffelturm einen Funkspruch Kalles an den Chef der deutschen Spionage in Amsterdam auf. Die Franzosen, im Besitz des Chiffreschlüssels, entzifferten ihn leicht. Es war die Weisung, für H-21 — unter dieser Decknummer stand Mat Hari in der Liste der deutschen Geheimagenten — auf eine Pariser Bank 15 000 Pesetas einzuzahlen. Das war der Beweis. Die Falle klappte zu.

Am 13. Februar verhaftet und in das „Weibergefängnis" Saint-Lazare überführt, erschien Mata Hari am 24. Juli vor dem Dritten Pariser Kriegsgericht, das hinter verschlossenen Türen tagte. Voller Zuversicht leugnete sie die Bekanntschaft mit Offizieren des deutschen Nachrichtendienstes nicht, aber es sei immer nur von Galanterie, nie von Spionage die Rede gewesen. Auch gab sie den Empfang hoher Summen von eben diesen Offizieren zu, aber nur als Honorar für ihre weiß Gott nicht billigen Liebesnächte, nichts weiter. Die Kriegsrichter verurteilten sie einstimmig zum Tode. Revisions- und Kassationshof bestätigten den Spruch. Poincaré blieb trotz der flehentlichen Bitten des greisen Advokaten Clunet um Gnade unerbittlich. Am 15. Oktober 1917, fünf Uhr früh, weckte man sie: Es ist Zeit! Sie faßte sich rasch, dankte ihrem weinenden Verteidiger, kleidete sich sorgfältig und elegant an und tröstete, ehe sie in das letzte Auto ihres Lebens stieg, die schluchzende alte Nonne, die ihr im Gefängnis Wärterin und Betreuerin gewesen war; „Nicht weinen, Mütterchen! Jetzt gehts nach dem Hauptbahnhof, von dem man nicht mehr zurückkommt!" An der Hinrichtungsstätte in Vincennes angelangt, wo eine große Truppenmacht im Viereck aufmarschiert war, und zu präsentiertem Gewehr die Trommeln wirbelten und die Clairons schmetterten, waren die meisten ihrer Begleiter bewegter als sie. Sich die Augen verbinden zu lassen, lehnte sie ab, stellte sich entschlossen an den Pfahl, winkte dem Geistlichen einen Abschiedsgruß zu — Salve aus zwölf Gewehren, und der schwarze Vorhang war über dem letzten Akt dieses tragischen Tanzspiels gefallen.

Auf die Frage des Gerichtsschreibers: „Erhebt jemand auf den Körper Anspruch?" meldete sich niemand. Diesen Körper, nach dem vor kurzem noch so viele Begierden zielten, jetzt, da er kalt und starr war, wollte ihn niemand. So kam die Anatomie zu ihrem Recht.

Heymans Schlußurteil ist herb und hart: Abenteuerin, Buhlerin und Spionin. Das Wort, das doch auch für Holländer gilt: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" steht nicht als Motto vor seinem Buch. Aber war die Mata Hari wirklich deutsche Spionin? Die Akten des Pariser Kriegsgerichts sind unzugänglich, aber in der Kölnischen Zeitung vom 31. Januar 1929 hat einer, der es wissen muß, Generalmajor a. D. Gempp, früher Leiter der deutschen Spionageabwehr, in einem Artikel „Hinter den Kulissen der Spionage" nebenbei vermerkt: „Fälle wie der der unglücklichen Tänzerin Mata Hari, die übrigens in Wirklichkeit nichts für den deutschen Nachrichtendienst geleistet hat, wurden ungeheuer ausgeschlachtet." Nichts geleistet — das ist, vielleicht mit Absicht, unklar. Heißt es: die Mata Hari hat sich überhaupt nicht als deutsche Spionin betätigt? Oder: ihre Leistungen als Spionin waren unzulänglich? Jedenfalls, ob Heymans Buch noch so viel aufklärt, die entscheidende Frage bleibt weiter eine Frage.

Hermann Wendel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg